

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 97.

Posen, den 27. April 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht  
van Becher.)

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mit der Miene des Besitzers trat er in die Kapelle und blieb entrüstet über das Benehmen dieser Gläubigen stehen. Alles schwachte laut durcheinander; mehrere der Anwesenden rauchten sogar.

„Aber, Caballeros, ist dies ein Café? Seien Sie so freundlich hinauszugehen. Uebrigens fängt auch die Corrida gleich an.“

Diese letzten Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Im Nu war die Kapelle leer. Auch der Herr Kaplan hatte es eilig, das Del in eine bemalte Holzkrise zu verschließen und an seinen Platz zu kommen.

Unter einem Pfeilerbogen, dessen Tor auf die Plaza führte, formierten sich die Cuadrillas zum Aufmarsch: voran die Matadore; in großem Abstände die Banderilleros, gefolgt von der rassenden, nach Leder riechenden Schwadron der Picardores, deren Pferde man ein Auge zugebunden hatte. Hinter diesen wilden Lanzenreitern kamen, mit der spanischen Flagge am Kummel, die aufgeputzten, schellenbehängten Maultierdreigespanne, die später die getöteten Tiere im Galopp aus der Arena schleiften. Diener in Blau und Gold schlossen den Zug.

Zwischen der oberen Kante des Tores und dem darüber liegenden Steinbogen bot sich ein Ausblick auf den blauen Himmel, und unter ihm ein Stückchen der mit Menschen vollgepackten höchsten Galerie, wo Fächer und Taschentücher gleich bunten Schmetterlingen auf- und abschwirrten.

Ein Riesenhauch, das Atmen einer ungeheuren Lunge kam durch dieses ovale Loch hinein, vermischt mit einem harmonischen Summen, das eine ferne Musik erraten ließ.

Gallardo trat mit den beiden anderen Espadas in eine Reihe. Ein ernstes Neigen des Kopfes als Begrüßung, weiter nichts. Keiner sprach, keiner lächelte. Ihr Gesicht war bleich vor innerer Erregung, und dieses Gefühl wurde so stark, daß sich ihre Haut mit einem feinen Schweiß bedeckte.

Das Traben zweier Pferde wurde hörbar: die Alguaciles in der Tracht des 17. Jahrhunderts, — kurze, schwarze Mäntel mit hochstehendem Kragen, rot und gelbe Federbüsche am Hut —, die die Arena von Neugierigen gesäubert hatten und sich jetzt an die Spitze des Zuges stellten.

Die Torflügel öffneten sich; der weite runde Platz, umsäumt von vierzehntausend Zuschauern, wurde sichtbar. Aus dem Schatten des Hofes traten die Toreros in das strahlende Licht, aus dem Schweigen in den Tumult der Menge, die von ihren Sitzen aufstand, um besser sehen zu können. Brausender Applaus, rauschende Musik, und in feierlichem Schritt marschierten die Cuadrillas, denen die Sonne alle Regenbogenfarben entlockte, zur Loge des Präsidenten der Corrida.

Hinter ihnen blieben Ungewißheit und Ahnungen. Seit ihr Fuß den Boden der Arena betrat, setzten sie ihr Leben für etwas höheres als Geld aufs Spiel. Der Ruhm winkte ihnen, verschlechte die Gefahr und erfüllte ihr Herz mit verwegenem Mut.

Gallardo schritt stolz wie ein Conquistador und blickte mit einer triumphierenden Miene um sich, als existierten die beiden anderen Espadas nicht. Alles war sein, Plaza und Publikum. Die Ovationen galten nur ihm; die Tausende schöner Frauenaugen unter den weißen Spitzenmantillen suchten nur ihn. Und er fühlte sich Manns genug, sämtliche Stiere der beiden Andalusien zu töten.

Anmutig neigten sich die Toreros vor dem Präsidenten, dann löste sich der glänzende Zug auf. Während ein Alguacil den ihm vom Präsidenten zugeworfenen Schlüssel zum Ausfalltor der Stiere in seinem Hute aufhing, reichte Gallardo die „Capa de Gala“ seinen Freunden, die sie wie ein Panier über die Holzbrüstung ausbreiteten.

Nicht allein seine Anhänger, die ganze Plaza erwartete Außerordentliches von ihm. Die Kenner sagten, man könnte bei ihm auf „Gule“ rechnen, womit das Wuchstuch auf den Betten des Verbandszimmers gemeint war. Und tatsächlich herrschte im Publikum der Glaube, daß es Gallardo bestimmt sei, auf der Plaza zu sterben. Doch das vergrößerte nur noch das brutale Interesse der Menge, verstärkte den Applaus, der ihn grüßte.

Gallardo selbst spottete über die befährten Astionados, die gewichtigen Theoretiker, die einen Unfall für unmöglich erklärten, solange der Torero sich streng an die Regeln der Kunst hält. Regeln! . . . Er kannte sie nicht, spürte auch kein Verlangen, sie kennen zu lernen. Mut und Verwegenheit genühten, um zu siegen. Und ohne andere Führung als seine Tollkühnheit, ohne andere Hilfe als die Gewandtheit und Kraft seines Körpers machte er diese rapide Karriere. Nicht hatte er wie die anderen Matadore als Peon begonnen und dann lange Jahre als Banderillero verbracht. Angst vor den Hörnern des Toros? . . . Schlimmer noch der Hunger! Worauf es ihm ankam, war, schnell hochzusteigen. So debütierte er von vornherein als Espada und errang in wenigen Jahren eine ungeheure Popularität.

Man bewunderte ihn ebenso, wie man seinen Tod auf den Hörnern für unvermeidlich hielt. Das Publikum zeigte einen infamen Enthusiasmus für seine Art, das Verderben herauszufordern. Und mit der Bestialität derer, die vom sicheren Ort einer Gefahr beiwohnen, hegte es seinen Helden an. Doch vernünftige Leute zuckten über seine unglaubliche Bravour die Achseln:

„Abwarten, wie lange es dauert!“

Trompetensignale ertönten: der erste Toro. Gallardo, den schmucklosen Kampfmantel über dem Arm, lehnte in abweisender Haltung an den hölzernen Schranken. Der Stier war für einen anderen Espada. Halb verächtlich sah er zu, wie die Toreros das Tier mit der Capa reizten, wurde aber noch bleicher, als sich Fuentes nach einem brillanten Todesstich für die Ovationen der Menge bedankte.

Raum hatte der zweite Stier die Arena betreten, so



schien Gallardo mit fabelhafter Beweglichkeit die ganze Plaza zu füllen. Seine Capa flog ständig um das Maul der Bestie herum. Ein Picador seiner Cuadrilla wurde aus dem Sattel geworfen und kam, völlig hilflos, vor die furchtbaren Hörner zu liegen. Doch gerade als sie ihn aufspießen wollten, klammerte sich der Maestro an den Schwanz des Toros und zog mit herkulischer Kraft, bis das Tier sich umdrehte. Der Reiter war gerettet.

Bei dem Signal für die Banderilleros näherte sich der Nacional, die kurzen, stachelbelegten Stäbe in der Hand, als erster dem Stier. Er wußte nichts von graziösen Bewegungen, verwegendem Anlauf. Nein, für ihn handelte es sich einfach darum, das tägliche Brot zu verdienen, denn in Sevilla gab es vier Rinder, die ohne ihn verhungern mußten. So stach er dem Toro seine Banderillos in den Nacken, gerade gut genug, um nicht ausgepiffen zu werden.

Neue Signale: die Aufforderung an den Matador, zu töten. Aus Garabatos Händen nahm Gallardo den Stod mit dem scharlachroten Tuch nebst Degen und ging in kurzem Schritt zur Loge des Präsidenten, um ihm seinen Toro zu widmen. Die Menge konnte seine Worte nicht hören, aber der Anblick der hohen, schlanken Gestalt mit dem arrogant zurückgeworfenen Oberkörper hatte dieselbe Wirkung wie eine beredete Ansprache. Tiefes Schmeien senkte sich auf die Zuschauer.

Langsam schritt der Espada dem Stier entgegen, in der Rechten den Degen, den er im Takt zu seinen Schritten bewegte. Ein kurzer Blick seitwärts zeigte ihm, daß zwei Banderilleros ihm folgten, um im Moment höchster Gefahr den Stier mit ihren Capas von dem Matador abzulenken.

„Alles bleibt zurück!“

Seine Stimme schallte hinauf bis zu den letzten Bänken, und ein Schauer der Erregung durchrieselte die Menge. Welch ein Mann!

Kurz vor dem Stier entfaltete er ruhig das brennendrote Tuch, machte dann noch einige Schritte, bis er mit der ausgestreckten Muleta das Maul des Toros beinahe berührte.

Kein Laut in der ungeheuren Plaza. Alles hielt den Atem an, doch die Augen blickten vor Begeisterung.

Ungebuldig stampfte der Espada, um die Bestie zu reizen, auf den Boden, und das schwarze Ungetüm brach brüllend auf ihn los. Die Muleta flatterte über den langen, spitzen Hörnern, die Troddeln und Fransen am Kostüm des Matadors streiften, während dieser, ohne sich vom Fleck zu rühren, nur den Oberkörper zur Seite warf.

„Ole! . . .“ belohnte ihn die Menge.

Der Toro machte Kehrt, um seinen Angriff auf den Mann mit dem aufreizenden Tuch zu erneuern. Wieder das knappe Durchschlüpfen unter der Muleta. Die Bestie raste, weil es ihr nicht gelang, ihren Feind zu treffen, ließ sich aber immer wieder durch das vor ihren Augen geschwenkte Tuch beirren und stieß in die Luft. Ihr Speichel bespritzte Gesicht und rechte Hand des Matadors, der auf das wütende Tier wie auf einen guten Freund schaute, der bereit ist, sich für den Ruhm des anderen töten zu lassen.

Müde dieser nutzlosen Jagd, blieb der Stier jetzt stehen und blickte voll finsterner Ueberlegung auf den Menschen mit dem roten Lappen, so nah und doch nie zu fassen.

Da überkam Gallardo die jähe Eingebung, der er seine größten Triumphe verdankte. Jetzt! . . . Durch eine schnelle, kreisförmige Bewegung der linken Hand wickelte er die Muleta auf und hob die rechte bis zur Höhe seiner Augen, die Degen spitze auf den Nacken des Tieres gerichtet.

„Noch nicht! . . . Laß sein! . . .“ warnten tausend ängstliche Stimmen.

Der Toro präferierte sich schlecht. So wie er stand, mußte er den Matador zu fassen bekommen. Aber kannte der Vorsicht für sein Leben? . . .

Wie ein Blitz stürzte er auf den Stier, der im selben Moment auf ihn loslegte. Ein wilder, ein brutaler Zusammenstoß! Einen Augenblick lang bildeten beide eine einzige Masse, die sich ein paar Meter fortbewegte, ohne daß man unterscheiden konnte, wer Sieger war: der Mann, der sich mit dem rechten Arm und dem linken Oberkörper zwischen den Hörnern befand, oder der Stier, dessen gesenkter Kopf diese goldene Puppe suchte.

Endlich löste sich die Gruppe auf. Die Muleta fiel wie ein Lumpen zu Boden und der Espada taumelte durch die Gewalt des Anpralls noch einige Schritte weiter, bis er sein Gleichgewicht wiederfand. Tade und Weste waren verrutscht; die zerfetzte Krawatte flatterte um seinen Kopf.

Der Toro stürmte weiter. Kaum hob sich der rote Griff des bis zum Knauf in seinem Körper stehenden Degens auf seinem breiten Nacken ab. Ganz plötzlich machte er Halt. Die Vorderbeine knickten ein, der Kopf senkte sich, daß das röhelnde Maul den Boden berührte. Schwerfällig legte sich das Tier, von Schauern der Agonie geschüttelt, in den Sand . . .

Es schien, als bräche die Plaza zusammen. Vierzehntausend Menschen sprangen auf, schrien, klatschten, gestikulierten. Man hatte Gallardo verloren gegeben, als er in den Hörnern des Stieres lag.

Die Hüte flogen in die Arena und der donnernde Beifall begleitete ihn auf seinem Gang zur Präsidentenloge. Als er hier die Arme hob, um den Präsidenten zu grüßen, brach ein neuer Orkan los. Man verlangte für ihn die höchste Ehrung. Und da der Wille des Publikums auf der Plaza Gesetz ist, überreichte ein Diener dem Diestro ein dunkles Dreieck — eine Ohrspitze seines Toros.

Schon war der dritte Stier erschienen, und noch immer dauerten die Ovationen für Gallardo an. Die anderen Toreros taten alles, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, doch der Applaus der Menge blieb schwach. Heftige Diskussionen entbrannten. Die Anhänger der anderen Matadore begannen Gallardo zu kritisieren: mutig, verwegen, schon mehr ein Selbstmörder, aber keine Ahnung von der wahren Kunst des Stiergefechtes — und ihr herbes Urteil forderte seine enthusiastische Gefolgschaft heraus. Stöße wurden geschwungen; Käufe reckten sich drohend. Erst allmählich gelang es den von Bank zu Bank höhersteigenden Polizisten, die Ruhe einigermaßen wiederherzustellen, aber das Publikum blieb erregt und zeigte, mit wenigen Ausnahmen, gegen die folgenden Toreros eine ungerechte Feindseligkeit, die sich durch verächtliches Schweigen kundtat. Ohne Interesse an den Vorgängen in der Arena, vertrieb es sich die Langeweile mit Essen und Trinken. Der goldene Wein Andalusiens leuchtete in den Gläsern; die Apfelnäpfel flogen wie rote Bälle von der Hand der Verkäufer bis in die obersten Reihen.

Doch plötzlich eine allgemeine Bewegung: Fuentes war im Begriff, seinem Stier selbst die Banderillas aufzusetzen, und verwundet sah der noch soeben von einem Gewimmel von Capas, Pferden und grausamen Lanzen bedrängte Toro einen einzelnen Mann auf sich zukommen.

Fuentes schien die Bestie zu hypnotisieren. Er schlug ihr mit der Spitze der Banderillas auf das Maul und lief mit kleinen Schritten rückwärts, das willenlose Tier hinter sich herlockend bis zum anderen Ende der Plaza. Hier machte er dem Spiel ein Ende, reckte sich auf den Zehenspitzen hoch und ging mit imponierender Ruhe auf den Toro los, um die beiden Banderillas rechts und links in den Nacken des überraschten Tieres zu stoßen.

Zweimal wiederholte er dieses Meisterstück, das die Menge durch lebhaften Beifall anerkannte.

„Das ist wahre Kunst! Das ist ein wirklicher Torero!“ äußerten sich die Kenner.

(Fortsetzung folgt.)



Nun schloß Herta Growe ihres Zimmers Tür. Nahender Abend wühlte seine Schatten in die Ecken des Raumes, der bescheiden und ärmlich und doch so in fraulicher Würde atmete. Eine geschickte Hand wußte bei geringen Mitteln Freundliches zu schaffen. Und dieses Plätzchen war Hertas Stolz, denn vor dem Bogenfluten des grauen Alltags winkte hier allein im trauten Beieinander Erholung.

In ihren Fensterplatz kuschelte sich Herta Growe. Das verlöschende Feuerpiel des Westens gab ihren Gedanken stets so seltsamen Flug, daß ihre ganze Liebe wie Sehnen diesem Plakage, der Blide hemmungslos gleiten ließ, der Träume wie stille Freunde kommen und gehen ließ, der im Sinnen weich umschmeichelte. Nur noch ein glühender Strich, entschwand der Sonne letztes Band. Und über den Horizont stiegen leichte Reiter, deren Mäntel wie dunkelnde Nebel flatterten und sich gespannt bauschten, füllten Tiefe und Höhe, daß alles in ihrem Atem ertrank, von ihren wallenden Gewändern eingehüllt dahinsant.

Jugendland! Das stattliche, weiße Haus mit den Narpatiden an der Vorderfront. Sie trugen den geräumigen Balkon. Von dort rief die Mutter stets mit ihrer scharfen Stimme nach ihr, so daß schon in diesem Klang soviel Härte abtiefte. Herta for in der Mutter Nähe. Zuflucht, Liebe und Verehrung fand das Kind in dem Vater, der sein Mädchen vergötterte und mit tiefem Schmerz an eine Zukunft dachte, die seinem Kinde nicht das zu bieten vermochte, was eine glänzende Erziehung versprach. Herr von Growe war Edelmann, untadelhaft, der in kindlicher Sorglosigkeit über seine finanziellen Verhältnisse hinaus auf dem Altar der Freude dem Leben opferte und an dem Leben starb.

So ward die Kleine einsam. Die Lust zwischen Tochter und Mutter wuchs mit jedem Tage. Hohe Ziele trug die Mutter für sich im Hirn. Kein Opfer war ihr dafür zu groß. Rücksichtslos versuchte sie es, ihre Zukunft auf dem Glück ihrer Tochter aufzubauen, wie sie es nannte, die reiche Heirat.

Herta besaß als väterliches Erbteil Edelsinn, von der Mutter erbte sie einen unumstößlichen Willen. Alle Zufälligkeiten der sorgsam Mama mußten daran scheitern. Als sie darum das hervorragende Projekt der Heirat gefördert genug glaubte, um nur mehr der Tochter Ja zu fordern, kam ihr die bittere Erfahrung, daß Herzen aller diplomatischen Kunst ihr Schnippen schlagen.

Sirius, Leutnant der Infanterie — arm und hübsch — beglückte mit seinem Bild Hertas Tage, und auch ihm war diese Mädchenfesse aller Reichtum. Mit Inbrunst spann er seiner tiefen Liebe Lied in die klingenden Saiten seiner Geige. Sirius überbot in der Leidenschaftlichkeit und Kraft seines Spiels manchen Künstler und vervollkommnete bis zur Vollendung diese Reizung. Wie verzehrte sich Herta in solchem Spiel, daß ihr schließlich die Musik alles wurde: Aufrehtung, Tröstung, Segen.

Dann brachte ein Tag Bewußtsein und Fluch. Dem Antrag des Leutnants Sirius wurde das Nein durch die herzlose Mutter. Seinem Sonnenherzen gab dieses Ereignis Wolken und Schatten, daß er in dem Kälte Meer allen Mut zum Leben schier verlor. Zu müssen glaubte und seitdem verschollen schien. Mit diesem Tage baute Herta gegen den Haß und die Ungerechtigkeit ihrer Mutter eine Mauer, errichtete eine Scheidewand zwischen das Gestern und Heute, und die Liebe gab ihr die Kraft, einen Trennungsstrich zu ziehen zwischen der Heimat und dem Selbst. Das „Non“ fiel ab von ihrem Namen. Als Zeichnerin fand sie in einem Geschäft der Landeshauptstadt Lohn und Stellung, Unabhängigkeit.

Der große Konzertsaal füllte sich bis auf den letzten Platz. Außergewöhnliches verhieß der Künstler José del Monte, der Geiger, dessen Fahrt um die Welt ein Siegeszug bedeutete seiner Künstlerschaft. In einer der vorderen Reihen saß Herta. Wie kam es, daß sie hier? Schnellste Entschlußfähigkeit mit triebhaftem Drängen gab ihrem Willen Weg. So kam es, daß sie fast ungewollt beim Lesen der Konzernachricht nach einer Karte verlangte. Aus der untergegangenen Zeit ihrer Liebe betete sie die Geige an, liebte sie den warmen Ton, in ihre Träumen spann sich der Saiten Klingen, und dann war es ihr wohl, als käme aus unermesslichen Fernen ein Mahnen, Rufen, Bitten, Flehen aus fieberndem Tone, der in ihrer Seele alle gedehnte Sehnsucht weckte und füllte. War es des Geliebten Gruß aus der namenlosen Weite auf Flügeln des Gesanges, des Klanges?

Nun tauchte der Künstler ins Rampenlicht. Hell leuchtete das schneeige Faltenhemd. Den scharfen Charakterkopf mit glattem Scheitel hob er der Menge entgegen, und wie Feuer entzündeten sich seine Augen. In unsagbarer Lieblichkeit umschlang seine schmale Hand das Instrument.

Von alledem sah Herta nichts. Geneigt, wie im andächtigen Bitten, ging ihr Auge auf den Schoß. Gefühl alles in ihr. Auf- ruhr um die Kunst. Erwartung höchsten Genusses. Und es war seltsames Bauen in dem Mädchen, als der erste Bogenstrich über die Saiten rann. Wie weiche, unennbar schmeichelnde Wellen schaukelten sie die zarten Klänge — weit über der Welt mit ihrem verlorenen Geschrei. Gelöst schien sie sich aus dem Trugbild einer harten Fron, frei, fessellos! Eine Gottheit durch die Begwingerin Musik!

Da sprangen Töne auf, sprudelten lachende Ketten, verdämmerten Note und Schatten, daß Herta aufhorchte, aufstehen mußte, wie bei einem Wort an sie. Ein Fühlen, Rasten rann aus den schwingenden Saiten, ein Wissen um Herzensnot. Fiebernd zwang sich zu den Tönen ihr Ohr, um eindringen in das

Lied ohne Worte. Wie so bekannt. Eigenartig unfremd! Als ein Geigenstrich von gestern und heute. Da stand der Blick in ihrem Gedenken, zerriß, würgte, wühlte, erschütterte, und ein Aufschrei ließ sie Zeit und Umgebung vergessen: Sirius! Dann sank sie still schluchzend in sich zusammen.

Rasender, wilder nun das Lied. Jubel bebte von jeder Saite. Uebermut tollte in springenden Rastaden. Und dann wieder verschwinde Reiche — Lieblosung, versponnene Seligkeit. Ein Klang von Losgelöstheit überstrahlte des Künstlers Auge, der ganz Rast schien, ganz Rhythmus, ganz Erdenferne. Nur im Momente des erschütternden Aufschreies quälte Unruhe in seinen Nieren. Aber dann meisterte jede Faser wieder Beherrschung und lebenssichere Ruhe — Klarheit. Sein Spiel glühte jetzt wozumöglich noch reiner, tiefer, ergreifender, daß jeder Atem verhielt in sehnstüchtem Dauschen.

Das war José del Montes Suchen und Finden. — Wie Herta heimfand, vermochte sie nicht zu sagen. Verlorenen Blicks sah sie in Stummheit an ihrem Fenster. In ihrem Herzen trug sie des Geliebten Bild, klarer, heißer denn je, und doch schien keine Nähe dem Mädchen unerreichbare Ferne zu bedeuten. Welten klüfteten zwischen ihnen. Sie, die arme Zeichnerin, die jeden Tag für das Nötigste danken mußte — er, der gefeierte Künstler, vermöhnt und umjubelt. Da griff sie aus tiefstem Herzen der harten Gegenwart, die ohne Mitleid ihren Paradiesstraumgarten zerstörte, daß ihr nichts mehr blieb vom Leben nach den Tagen durchsehten Hoffens als des Entfahns bitteres Tränenweh.

Klopfen! — Aufschrecken! — Herein! — Und Sirius steht in der Tür, trägt Licht in einen kleinen Raum. Nun wurde stille allen Heimwehs Klage, die Liebe suchte, fand und ruhte aus vom wilden Sturm der Tage nach Irrungen und Prüfungen im Arm der Sehnsucht, die nie stirbt und bleicht und Heimat, heilge Heimat heißt.

## Rund um den Erdball.

Der eine mach't's, der andere belach't's.

(Nachdruck verboten.)

### Der Dieb und die Notbremse.

Als der Zug zwischen Tetschen und Prag etwa auf halber Strecke war, erwischte man im Gang vor dem Speisewagen einen Taschendieb, der sofort die Flucht ergriff, in einem leeren Abteil die Notbremse zog, aus dem Fenster sprang und sich über eine Brücke hinweg in einen Fluß stürzte.

„Der arme Kerl,“ sagten die Passagiere, und begaben sich wieder auf ihre Plätze.

Erst als der Zug wenige Minuten später über die Brücke fuhr, sahen sie, daß das Flußbett ausgebrochen war und der Dieb ihnen fidel daraus zuwinkte.

### Bettelei als Beruf.

Es wird nicht mehr lange dauern, dann bescheri uns der Bettlerberuf, den man auf der Schule lernen, auf der Universität studieren kann, der den Dr. h. c. einbringt und ähnliches mehr. Wie eben gemeldet wird, ist in New York eine „Hochschule für Bettler“ ins Leben gerufen worden, auf der man gegen entsprechende „Kollegengelder“ von den „Professoren“ und „Privatdozenten“ in die Kunst des Bettelns eingeweiht wird. Die Polizei sieht untätig zu, da sie der Ansicht ist, es sei besser, die Leute bettelten, als daß sie mit Revolvern auf ihre Mitmenschen losgingen.

### Rätselkonzerte das Neueste.

Auch in Schweden hat man die Erfahrung machen müssen, daß die Konzerte immer schlechter besucht sind, und ist daher auf einen ganz originellen Gedanken gekommen, sogenannte Rätselkonzerte zu veranstalten. Programme werden nicht mehr hergestellt, dafür muß das Publikum nach jedem Stück raten, wie es heißt und von wem es ist. Der Sieger erhält einen Preis. Das kann ein netter Zauber werden, und bald werden die Zuhörer mehr Radau machen als Musiker, Sänger und Klaviervirtuosen.

### Essig.

Jetzt ist sie tot, und da kann man ja darüber reden. Also die 72 Jahre alt gewordene Londoner Millionärin Miss Shrewsbury hat in den letzten 20 Jahren fast nur noch von Essig gelebt; begann mit einer Tasse täglich und trank zuletzt 1½ Liter pro Tag! Dadurch war es ihr gelungen, ihr Körpergewicht von 120 Pfund auf 52 Pfund (?) herabzuschrauben. Als man sie fragte, ob ihr das Essigtrinken Vergnügen bereite, verneinte sie. Aber sie habe gehofft, dadurch länger leben zu können. Ich möchte nicht 72 Jahre werden, wenn ich 20 Jahre lang Essig trinken müßte.

### Nomen est omen.

Die Sonnetbehörden haben neue Namen für Knaben und Mädchen eingeführt und empfehlen sie den Eltern von Neugeborenen zur wohlwollenden Benützung. Von den männlichen Vornamen seien genannt: Troch, Spartakus, Voltaire, Raïson, Barrikado, Radio, Communio; von den weiblichen: Darwina, Jaurésja, Barrikada, Radia, Proletaria und Bebelina.

### Famose Reklame.

Die Kunst, Reklame immer wieder neu und wirksam in Szene zu setzen, ist nicht leicht, und nicht umsonst werden ideenreiche Re-



Flamme des hoch bezahlten. Einen originellen Gedanken hat die Verkäuferin der englischen „Queen“-Zigarette gehabt, indem sie überall, wo Schilder hingen mit den Worten „Rauchen verboten“, darunter stehen ließ: „Nicht mal Queen!“ Das ist Kellamer!

Eubert.

## Englische Anekdoten.

Joseph Chamberlain hatte in seiner Besitzung in Highbury eine kleine „Baumpflanzung“ angelegt, er hatte die Bäumchen selbst gepflanzt und bewachte ihr langsame Wachstum mit eifriger Sorge und großem Stolz.

Die außergewöhnliche Schlantheit dieser Sträucher war die große Freude Neville Chamberlains, eines der Söhne des großen Joe.

Eines Tages gab Chamberlain ein großes Essen, und sein Sohn verspätete sich aus Gründen, die er dem Vater verheimlichen wollte.

„Du bist sehr unpünktlich,“ bemerkte Chamberlain vorwurfsvoll.

„In der Tat,“ erwiderte der junge Mann, nach einer plausiblen Entschuldigung suchend, „in der Tat, es tut mir leid, aber — — —“

Dann plötzlich lächelnd:

„— — — aber, es ging nicht anders, Papa, ich habe mich in deinem Wald verirrt — — —“

H. G. Wells hat sehr schwer zu kämpfen, bis er sich durchsetzen konnte. Er hatte anfangs mit seinem Freunde Henley zusammen eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift „The New Review“ gegründet, die Zahl der Abonnenten war äußerst spärlich.

Eines Tages, als sie zum Fenster hinausschauten, sahen Wells und Henley einen Belohnungsvorüberzieher.

Nachdem Henley einen Augenblick zugehört hatte, beugte er sich zu Wells und flüsterte ihm ängstlich ins Ohr:

„Wells, Wells, wenn das nur nicht unser Abonnent ist!“

Thomas Creech, der futuristische Maler, fuhr eines Tages in der überfüllten Untergrundbahn.

Auf einer Haltestelle steigt eine junge Dame ein, die vergebens einen Sitzplatz sucht. Höflich erhebt sich Thomas Creech und bittet seinen Nachbar:

„Würden Sie mich bitte durchlassen, damit ich meinen Platz dieser hübschen jungen Dame anbieten kann?“

Die Dame, alles eher als schüchtern, nimmt den Platz und erwidert feil:

„Vielen Dank, sehr liebenswürdig...“ ich bedauere nur, das Kompliment nicht erwidern zu können...

„Bei Gott, gnädige Frau,“ erwidert Thomas lächelnd, „das beweist, daß Sie aufrichtiger sind als ich!“

## Sind die Kinder blöd?

Von Ruda Ruda.

Sind die Kinder blöde? Nämlich: alle, ohne Ausnahme, blöde von Natur?

„Nein,“ rufen die Mütter entrüstet und fanatisch.

„Ja,“ behaupten andere Leute — besonders Junggefeilen, die starke Abneigung gegen Kinder haben (man weiß schon, warum).

Und wirklich — manchmal, wenn ich meine kleinen Neffen beobachte — voraussetzungslos beobachte, wie es einem Forscher geizt: ich kann den Junggefeilen nicht ohne weiteres unrecht geben.

Meine kleinen Neffen spielen „Tigerjagd“: der jüngere hüpf auf allen Vieren, wie ein Frosch etwa, und schreit dazu „Medmed! Medmed!“ Der andere kommt angeschlichen, umkrampft seine Brust, sagt: „Puh!“ — worauf der Vorfrosch auf den Rücken fällt. Die Jagd ist aus.

Oder sie spielen „Baß“: erklettern das Sofa, suchen es in allen Ecken ab, wedeln mit einem Tuch, pusten — und stellen sich schlafend. — Aus.

Ich habe mir die Mühe genommen, die beiden eben geschilderten Szenen nach allen Regeln Freunds zu durchleuchten. Und zu meiner Überraschung erweist sich, daß die scheinbar völlig unlogischen Handlungen meiner Neffen aus einem allerdings schliefgeordneten, dennoch in sich geschlossenen Weltbild hervorgehen.

Im Bilderbuch meiner Neffen überfällt der Tiger einen Ziegenbock, und der Vers darunter ist so ungeschickt gefaßt, daß er die Geregese zuläßt: nicht der Bock, sondern der Tiger habe „Medmed“ geschrien. Das „Puh“ bedeutet einen Schuß. — Gut. Was aber soll das Brustumkrampfen? Der Neffe hat es mit einem Wort gedeutet: „Armbrust“.

Undurchdringlicher ist das andere Neffenspiel, „der Baß“:

Hier stellt das Sofa einen Baum dar. Auf diesem Baum wachsen Giftpilze; oben auf dem Baum. Man wedelt mit dem Tuch: Sturm und Kuslermiz.

Blut, Schiffe, Gift — Sturm, Finsternis, Tod: die Phantasie meiner Neffen gaukelt, wie man sieht, graueneregende Schicksale dar.

Wie aber konnte, frage ich mich, die relative Folgerichtigkeit der Tagträume durch so große Fortwörter zerrissen werden? Den Fortwörter: daß Giftpilze auf Bäumen wachsen? Daß man mit der Armbrust schießt, indem man die Arme um die Brust legt?

Ich lasse meine eigene Jugendzeit auferstehen und rinder auch sie hat voll von solchen Mißverständnissen.

Als ich in die Schule kam, mußte ich ein Lied mitbringen:

„Wer will unter die Soldaten,  
Der muß haben ein Gewehr,  
Das muß er mit Pulver laden  
Und mit einer Kugel schwer.“

Vergeßlich strengte ich mich damals an, zu erglünden, was ich unter den Soldaten zu suchen hätte; unter den Stiefeln der Soldaten... Und warum stehen sich ihre Gewehre so schwer laden?

„Ein Spak in der Hand,“ hörte ich sagen, „ist besser als eine Taube auf dem Dach.“ — Was tut „die Taube“ — unsere schwerhörige Köchin also — auf dem Dach?

„Fischer hat Schwein“, rief mein Vater einmal. Fischer war ein reicher Kaufmann. — Ich grüßte Herrn Fischer fortan nicht mehr — und wenn er zu meinem Vater wollte, wies ich ihn barsch ab; ich hielt ihn für einen Schweinehirt — und man verachtet bei uns diese Sorte Menschen.

Kinder wissen mit bildlichen Nebewendungen nichts zu begreifen.

Kinder fragen zu viel? Man zankt mit ihnen bezwegen und schneidet sie ab. Ganz verkehrt: die Kinder fragen viel zu wenig; schleppen Unklarheiten jahrelang mit.

Manchmal bis ins Alter. Ich habe einen Apotheker gekannt, der sprach mir auf sonderbare Art von Erbbeben — und als ich ihm auf den Zahn fühlte, ergab sich: er meinte, die Erbe sei ein Konkretum, sei von Stein.

Ich will keinen schreibenden Kollegen namentlich anklagen. Doch lese ich ihre Werke: manch einer hat als Knabe seiner Vater zu wenig mit Fragen gequält.

Sind die Kinder blöd?

Gewiß. Doch sie unterscheiden sich nur wenig von uns Erwachsenen.

## Aus aller Welt.

Ein Toter, der Schecks ausfährt. Ein aus Amerika nach Turin zurückgekehrter reicher Auswanderer war im Turiner Krankenhaus gestorben. Sein Bruder erhielt nach einigen Monaten von dem amerikanischen Bankhause des Toten die seltsame Mitteilung, daß sein Bruder noch am Leben sein müsse, da nach wie vor von ihm unterzeichnete Schecks bei der Bank einliefen. Man ging der Sache auf den Grund, und es stellte sich heraus, daß der Totengräber des Krankenhauses San Giovanni in Turin der Leiche des Amerikaners das Scherbuch geraubt hatte. Er füllte die Unterschrift des Toten und hatte auf diese Weise schon größere Geldbeträge aus dem Vermögen des Amerikaners an sich gebracht. Der Totengräber und seine Geliebte wurden verhaftet.

Eine japanische Reise um die Erde. Die große japanische Zeitung „Jishu Shimpō“ hat einen Wettbewerb ausgeschrieben, durch den festgestellt werden soll, wie schnell und zu welcher niedrigsten Preise eine Reise um die Erde gemacht werden kann. Zu der Reise dürfen die normalen Transportmittel zu Wasser, auf dem Lande und in der Luft benutzt werden, die jedem Reisenden erster Klasse zur Verfügung stehen. Die Zeitung hat zwei Bewerber verpflichtet, die Ende März die Reise antreten, der eine von Tokio von Westen nach Osten, der andere von Tokio von Osten nach Westen. Es müssen Moskau, Berlin, Paris, London und New York besucht werden.

Ein Riesenspiel in Amerika. M. Rodefeller hat in Andenken an seine kürzlich verstorbene Frau eine Million Dollar gestiftet für einen Nationalpark, der eine Ausdehnung von 1800 Kilometern im Quadrat haben wird und Berge, über 2000 Meter hoch, einschließen soll. Der Park soll den Charakter eines Naturschutzparks haben, und von Urwaldtieren bevölkert werden.

## fröhliche Ecke.

Pferde lassen Musik. Der Bauer Michel aus Hinterhausen war zum Markt im nächsten größeren Dorf gefahren und hatte mit gutem Profit zwei Schweine verkauft. So trank er denn befriedigt eine ganze Reihe von Bier und Schnäpzen. Als er schließlich auf der Heimfahrt am „Schwarzen Affen“ vorbeikam, stieg der böse Geist. Michel hielt an, ging hinein, und bestellte bei der Kellnerin ein Maß. Ganz erstaunt sah er, daß die Kellnerin zwei runde Finger auf die Ohren gesteckt hatte, und gar nicht auf die Bestellung einging. Als er erstaunt fragte, was denn los sei, denn er kannte kein Radio, antwortete die Kellnerin: „Nicht, grad gibts ein herrliches Konzert!“ Schlupf, setzte sie dem Michel den Kopfhörer auf, aber kaum hörte dieser die schmetternden Töne, als er aufsprang und mit dem Mufe hinauslaufen wollte: „Kreuztürken, das is ja a ganze Regimentstapellen. Dös, wann mei Gaul, der Magl, hört, dös kann er nüt leiden. Da geht er mit dem Wagerl durch!“ Nur mit Mühe konnte die Kellnerin den guten Michel zurückhalten und aufklären.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stora, Poznań.